

Antlitz und Seele der Erde.

Von Ewald Banse.

1. Antlitz und Seele.

Einer der größten Vorwürfe des Denkens ist das Problem Mensch und Erde, das Verhältnis zwischen Raum und Bewohner. Hat die Erde den Menschen geformt — hat der Mensch die Erde nach seinem Bilde gestaltet — oder haben beide sich gegenseitig beeinflußt? Man kann dieses Problem rein stofflich auffassen, und man kann es ganz geistig aufrollen. Stofflich, indem man es wie die übliche Geographie macht und von der Erde ausgeht: da werden die Höhen und Tiefen gemessen, die Entstehung der Landformen aus Gesteinsaufbau und Abtragung abgeleitet, die Pflanzendecke geschildert und schließlich der sichtbarliche, mit nacktem Verstande zu greifende Einfluß all dieser Vorhandenheiten auf Verbreitung, Siedlung und Wirtschaft des Menschen untersucht. Geistig aber, indem man den philosophischen Weg einschlägt und die in allen Erscheinungen waltenden ewigen Gesetze zu ergründen trachtet. Beide Wege sind gangbar, aber was auf dem einen erreicht wird, wird auf dem andern verfehlt — was der eine an Tatsachen beibringt, bleibt er an Gedanken schuldig — und was der andere an Ideen erzeugt, läßt er an Greifbarkeiten vermissen. Die geographische Arbeitsweise, wenigstens so wie sie zumeist gehandhabt wird, übersieht über den Tatsachen der Erdleibhaftigkeit, daß diese zuinnerst von Gedanken geleitet wird; die philosophische hinwieder läßt außeracht, daß die Erde nicht nur Gesetzlichkeit ist. Der Geograph bezieht die Erde nicht genügend auf das eigentlich Menschliche, der Philosoph setzt die Vernunft nicht hinreichend zum Irdischen in Beziehung — und beide vernachlässigen darüber eines, das in dieser Frage von ganz besonderer Bedeutung ist, nämlich das Ästhetische, die Ballung aller Linien und Farben zum Erscheinungsbilde. Wer Antlitz und Seele der Erde vertieft erkennen und greifbar gestalten will, der muß sich aller drei Arbeitsweisen bedienen: der geographischen, um die Tatsachen festzulegen — der philosophischen, um ihren tieferen Sinn zu erfassen — der ästhetischen, um dies alles zum Bilde zu steigern.

Mensch und Erde! Der Mensch ist aus der Erde hervorgegangen, er ist, entwicklungsgeschichtlich und im Umfang unseres Planeten gefaßt, die gegenwärtige Spitze alles Seienden. Wie er und alles Lebende aus Gestein und Wasser und Sonnenwärme sich gebildet hat, wissen wir nicht, das erscheint für unser Problem auch gleichgültig: er ist da, und er ist nicht wie sämtliche Pflanzen und Tiere im Rahmen jener Gebundenheit verblieben, sondern er hat sich von ihr freigemacht — nicht körperlich, sondern seelisch, denn er hat begonnen, sie zu begreifen, er denkt über sie nach, er überschaut sie in ihrer Gänze: damit aber hat er sich auch seelisch von ihr gelöst, er ist aus ihrer Mitte herausgetreten und hat sich auf eine andere Grundlage gestellt. Er steht ihr gegenüber, kritisch und betrachtend, vernünftelnd und, er müßte nicht Mensch sein, an ihr zweifelnd und von dem Verlangen durchzogen, sie zu verbessern. Das ist etwas Einmaliges, etwas, das bei keinem anderen Geschöpfe vorkommt. Jedes andere Lebtier sieht nur seinen kleinen Lebenskreis, sucht dessen Gegebenheiten für sich auszubeuten und wandelt traumhaft seine Lebensbahn, ohne über den Sinn seines Daseins zu grübeln. Der Mensch jedoch strebt dahin, seine Daseinsbedingungen zu verbessern, er gestaltet seinen Umkreis zur Heimat um und müht sich, von dieser aus zu einem Verständnis des Landes, der Erde, der Welt zu gelangen. Wenn der ganz primitive Buschmann Südafrikas oder der nackte Wilde Inneraustraliens Bilder von Jagden an die Wände seiner Höhlen wirft, so zeigt er, daß er sich Rechenschaft von Mensch und Erde gibt und begonnen hat, über das Verhältnis beider nachzudenken und es zu verstehen.

Die Mythen der alten Völker und ihre Märchen — was sind sie anderes als Bild- und Sinngebungen ungelehrter, aber sehr aufmerksamer Beobachter und Empfinder von dem Verhältnis Mensch und Erde? Ist nicht Rübezahl der Geist schreckhaften, unerschlossenen Waldgebirges, das voller Baumleichen und Felsblöcke und Wildbäche und Nebelfetzen ist und das auf den Bewohner der offenen, frühbesiedelten Lößgürtel des Vorlandes furchteinflößend wirkte? Ist nicht der Schimmelreiter unserer Waterkant der weiße Schaum der Nachtwogen, die zähnebleckend gegen den schützenden Deich anstürmen und die kleinen Wurthäuschen zu verschlingen trachten? Jedes Volk hat die Natur seines Wohnraumes in solchen Bildern und Vorstellungen eingefangen und versucht sie sich klarzumachen, um sie geistig zu bewältigen und sich dadurch von ihrer Übermacht zu befreien.

Wir von der Höhe unseres heutigen Wissens und Erkennens und Erklärens müssen gestehen, daß diese Art der einfachen Seelen durchaus die richtige war und allen Anforderungen des Gemütes genügte. Denn all

unser Untersuchen und Ergründen hat nur dahin geführt, uns die Natur ferner zu rücken und hat uns die Lösung des Problems Mensch und Erde erschwert, um nicht zu sagen verunmöglicht. Denn Erde — das ist nicht nur Ballung von Land und Wasser, von Luft und Bewegung, von Bergen und Ebenen, von Wäldern und Dörfern. Und Mensch — das ist nicht allein Häufung von Knochen und Fleisch, von Gehirn und Handewerk, von Vernunftschlüssen und Ausschweifungen. Nein, beides ist Schicksalsbindung des einen ans andere, Erde kreist auch in Körper und Geist des Menschen um ihre Achse — Mensch ratet und tatet auch im Erdenschoße unermüdlich und nach ewigen Gesetzen wirkend. Im Menschen ist die Erde denkend geworden, in seinen Rassen breitet sie ihre Arme aus und arbeitet an sich, genau wie der Mensch in der Erde Gestein und Wasser und Luft ist und ihr verhaftet bleibt immer und ewiglich.

So sind es tief geheimnisvolle Bindungen, die zwischen Mensch und Erde verstrickt lagern, und wer aufmerksam hinhorcht, der wird die stillen Wasser der Tiefe rauschen hören, die aus unbekanntem Erdinnern in unsere Blutbahn hinüberfluten und im Pochen unseres Herzens, im Wollen unseres Hirnes tagtäglich, stundstündlich wirksam werden. Was Vulkan in seiner dunklen, feuerdurchzuckten Werkstatt unterm Aetna schmiedet, trägt Achill im Scheine der Sonne über Berge und Täler.

Das ist nun so. Aber es ist klar, daß eine ihrer selbst bewußt gewordene Menschheit danach ringt, diese Bindungen in verständliche und gültige Gleichungen aufzulösen. Und da reiht, da vergruppt sich alles Sein und Geschehen, all dieses Spiel und Gegenspiel zu zwei Bildern und Begriffen: zu Landschaft und Seele. In dem ersten der beiden, in der Landschaft, haben wir uns die Erde mit ihrer ganzen Schwere und Bewegtheit, mit ihrer Schönheit und ihrer Wirksamkeit, und zwar bezogen auf uns, gestaltet, verstehbar und sichtbar gemacht. In dem zweiten, der Seele, spiegeln wir das von der Erde erstellte Bild, also kurzweg die Landschaft, wir sammeln darin ihre Strahlen als in einem Brennpunkte und zu einem Wärmeherde, wir geben die Deutung des Raumes in Gestalt von Rasse und Volk, und wir deuten die Erde in Geist und Seele um.

Wenn wir die Erde als einen lebendigen Kopf auffassen — und daß sie etwas Lebendiges ist, begabt mit wenn nicht denkenden, so doch müssenden Kräften, darüber kann kein Zweifel bestehen — ich sage, wenn wir die Erde als Kopf auffassen, dann ist uns das Antlitz dieses Kopfes die Landschaft, und sein Hirn ist der Mensch, das Volk, die Seele. Man kann dieses Wesen als schöpferischen, als großen Mann behandeln, und man kann seine Biographie entwerfen. Wir werden im folgenden unter-

nehmen, diese Biographie zu entwerfen, und wir werden die beiden wichtigsten Teile eines jeden Kopfes untersuchen und schildern, nämlich Antlitz und Seele.

Wenn wir die Richtigkeit dieses Vergleiches von Antlitz und Seele der Erde erkannt haben, dann wird uns auch die innere Bezüglichkeit zwischen beiden schnell völlig klar. Das Antlitz eines Kopfes ist nur dem Hirne desselben erkennbar; der Blöde weiß nichts von seinem Antlitz, er sieht und erkennt es nicht, es ist nicht für ihn, also schließlich überhaupt nicht vorhanden. Ebenso ist es mit der Erde bestellt. Nur der beseelte Kopf weiß, daß er ein Gesicht hat, er gewahrt es von innen heraus, er projiziert es von dort nach außen hin und drückt den Flächen des Antlitzes die Linien seines innerlichen Erlebens auf; das Antlitz erscheint wie ein Hochrelief, von innen her getrieben mit feinen Meißeln und Hämmern. So ist das Bild der Erde, die Landschaft also, erst ihre Sichtbarmachung des menschlichen Geistes. Die Erde besitzt eine Landschaft erst, seit der denkende Mensch auf ihr lebt, vorher hatte sie nur eine Oberfläche und niemand war da, der dieser Oberfläche Einheit und Zusammenhang und Sinn gab. Ohne den Menschen keine Landschaft, ohne Landschaft aber auch keine Seele, denn erst der Zusammenhang aller Elemente der Erdoberfläche reifte als geistige Spitze, als seelischen Hintergrund den vollbewußten Menschen.

Wenn wir die tiefinnerliche Verbundenheit von Antlitz und Seele der Erde ganz im allgemeinen erfaßt haben, so wollen wir im folgenden jeden der beiden Teile gesondert, aber unter steter Bezogenheit auf den andern, betrachten.

2. Das Antlitz der Erde.

L a n d s c h a f t! Was ist Landschaft? Nun, Landschaft ist Sichtbarmachung der Erdoberfläche, ist Zusammenzug unendlich vieler Einzelheiten von Landform und Himmel, von Bewachsung und Menschenwerk auf geschlossene Bild- und Seelenwirkung. Nicht in der einzelnen Erscheinung liegt das Wesen des Landschaftlichen, sondern erst im Einhall aller Erscheinungen innerhalb der Geschlossenheit eines Raumes tritt uns die Landschaft entgegen. Erst dieser Einhall prägt die menschliche Seele in bestimmtem Sinne und wird von ihr in seiner Ganzheit erfaßt. Ein Haus, aus seiner Umgebung gelöst, ist noch keine Landschaft, ebensowenig ist ein Berg ohne die Aureole seines Himmels eine solche oder ein Stück Himmel ohne die Unterlage seiner Ebene. Das alles sind nur Teile, Ausschnitte aus der Oberfläche der Erde. Eine ganze Anzahl von Häusern aber, aus einer Bodenfläche zur Stadt emporwachsend, deren zackiges Giebelprofil sich mit dem wolkenbedeckten Himmel eng

verzahnt — das ist eine Landschaft. Oder die flache Marsch, eigentlich ein winziges grünes Nichts mit ein paar Dächern und Tierflecken und Grabenblitzen, aber überwölbt von stürmenden, bis zum Zenith hochgetürmten Wolken und übergossen mit lichtgesättigter Luft — das ist eine Landschaft. Wer Landschaft sehen will, der muß Ganzheiten sehen, der muß die großen Linien zusammenlegen, der muß die Aufteilung in Licht und Schatten durcharbeiten, der muß die Durchzogenheit der Räume zwischen den Gegenständen mit Luft aller Fernenstufen erkennen.

Landschaft ist Beziehung alles dessen, was um uns ist, durch das Mittel des Auges auf einen Empfänglichkeitspunkt in uns selber. Hier erst wird die Fülle von Einzelheiten an Formen und Farben und Wirkungen gesammelt, gesichtet und zur Komposition gebracht. Damit wird die Natur, die da draußen steht, erst in uns zur Landschaft, die Dinge der Welt erhalten erst in unserer Seele Bedeutung und Bildwerdung. Daraus erhellt, daß diese in unserm Innern erzeugte Landschaft all unser Fühlen und Denken, ja unsern ganzen Körper in Blutbahn und Nervenbau, durchzieht, durchsättigt und uns damit eigentlich erst zum Bewohner eines bestimmten Raumes macht und dessen Gesetzen unterwirft.

Der Mensch lebt nicht zufällig in seiner Landschaft, sie hat ihn geformt und durchseelt. Beim Wildtier ist die Fleischwerdung der mütterlichen Landschaft noch deutlich sichtbar, denn es hat sich aus ihr nicht entfernt und ist nur durch Anpassung an ihre Bedingungen geworden. Eine Gazelle in ihrer zierlichen Beweglichkeit, in ihrer blitzartigen Schnelligkeit, in ihrer graugelblichen Farbigkeit ist vollkommen Ausdruck der fahlen, von schleierigblauem Sonnenhimmel überlasteten Steppe, in der sie dem Auge ruhend schon auf ein Dutzend Schritte, springend auf deren hundert in durchleuchtetem Staubwirbel verschwinden kann. Beim Menschen ist die Abhängigkeit des Leibes und der Seele weniger leicht erkennbar, aber sie besteht genau so zu Recht. Der hagere Beduine, der sich grau oder braungrau gestreift kleidet, ist ebenso sehr Teil der Steppenlandschaft, vermag kraft seiner Bedürfnislosigkeit in ihr zu dauern, wo jeder andere verdursten und verhungern müßte, und spiegelt seelisch das Unsichere, das Weitzügige, das Selbstbewußte der Steppe wider. Und ist nicht der niedersächsische Bauer vollkommener Ausdruck seiner Landschaft? Jener stille und schwerfällige Mensch, der, hinter dem Pfluge schreitend, in jedem seiner Umrisse, in jeder seiner Bewegungen die Linien der sparsam, gedrungen gewellten Ackerebene nachzieht und dessen Augen, mit denen er in diese dunkle, schwere Landschaft hineinblickt, sich in den Augen derselben festsaugen, so daß beide zu Einem verwachsen.

Dieser urwüchsige oder unverbildete Mensch, der in Urwäldern und

Steppen, in Ackerländern und an Meeresküsten lebt, nicht weil es ihm dort gefällt, sondern weil er diesem Boden entsprossen ist und es nicht anders weiß, weil er hier leben muß, dieser Mensch ist sich seiner Landschaft nicht bewußt, er denkt nicht über sie nach, er ist Teil von ihr — denn wenn ein Teil eines Ganzen anfängt, über dieses und sein Verhältnis nachzudenken, dann ist das kein Ganzes mehr. Bei jenen Menschen aber ist dieser Unterschied noch nicht lebendig geworden, sie tragen ihre Landschaft noch in sich herum, wo sie auch gehen und stehen mögen. Erst wir Menschen der Zivilisation haben den Denkvorgang vollzogen und uns aus der landschaftlichen Gebundenheit (heißt das: soweit dies überhaupt möglich ist) gelöst. Aber gleichzeitig spüren manche von uns den Beziehungen nach und suchen den verdeckten Zusammenhang mit der Landschaft wieder freizulegen. Etliche schwärmen für Wald und Natur schlechthin und reisen in der Welt umher, vermeinend, durch Vielsehen und Schönsehen zum Ziele zu gelangen. Andere malen Landschaftsbilder, wieder andere untersuchen die Entstehung des Landschaftsgefühls und etwelche treiben Geographie. Ob diese Bemühungen zu dem Ergebnisse einer neuen Bindung zwischen Mensch und Erde führen werden, darf billig bezweifelt werden, denn sie alle gehen auf Wegen des Verstandes auf ein Gefilde los, das nur aus seelischen Untergründen und in Jahrtausenden erwachsen kann.

Fragen wir uns nun, welche Möglichkeiten wir besitzen, um Begriff und Bild der Landschaft auch anderen zu übermitteln? Wir werden da zuallererst an den Maler denken, auch an den Dichter und insbesondere an den Geographen. Aber wenn auch alle drei dem gleichen Ziele zustreben, der Versinnlichung der Landschaft, so schlägt doch jeder einen andern Weg ein, dieses Ziel zu erreichen. Der Maler hat es wohl am leichtesten, denn er kommt dem Raumcharakter der Landschaft durch ein räumliches Ausdrucksmittel am nächsten und vermag der Tiefe des Raumes durch Verkürzungen vollauf gerecht zu werden. Er bedarf zwar starken Aufwandes an Einzelheiten, allein er vermag das Erscheinungsbild der Landschaft doch am getreuesten wiederzugeben. Allerdings ist das Tiefste seines Kunstwerkes doch nur sehr geübten Bildliebhabern verständlich. Ihm gegenüber hat der Dichter es vielleicht doch einfacher. Es fällt ihm zwar schwer, das Bildhafte, das Äußerliche, sozusagen das Photographische einer Landschaft klarzumachen, und er wird darauf von vornherein verzichten in der Erkenntnis, daß dieses örtliche Neben- und Hintereinander der Natur sich durch das zeitliche Nacheinander des Wortes wohl begreifbar, aber nicht gegenständlich machen läßt, zumal für Leser, die jene Gegend nie gesehen haben. In dieser Richtung muß er von vornherein verzichten. Dafür aber wird er sein Augen-

merk vom Bilde dem Herzen der Landschaft zuwenden und wird ihren Gefühlsausdruck schildern, die Stimmung, die über ihr liegt, den Duft, der zwischen den Zweigen ihrer Bäume schwimmt, die Stimmen, die aus ihr aufklingen, die Bewegung, die in ihr waltet. Während der Maler Licht und Schatten sieht und wiedergibt, belauscht der Dichter die Bewegtheit und kündet von ihrem Eindruck auf ihn.

Es gibt ein Bild von Hans Thoma, es heißt „Deutsche Sommernacht“. Es stellt ein Bergwaldtal dar oder besser einen Ausschnitt aus einem solchen. Ein Dach, ein Schuppen, ein Stück Zaun und dahinter schwarze Waldwand: das ist die eine Reihe von Gegenständen. Die zweite besteht aus dem Monde, der groß und gelb über den dunklen Tannen heraufsteigt und ein zauberhaftes Helldunkel über das Bild ergießt, und dann aus einem Laufbrunnen, der mit seinem dünnen, eben noch sichtbaren Strahle die Stille der warmen Waldnacht betont. Und nun die dritte Reihe, die erst das Hochkünstlerische dieser bisher mehr abmalenden Schilderei ausmacht: eine Frau, in deren Schoße der Kopf eines schlummernden Knaben ruht. Durch diese beiden Menschen erst, die wohl auf den von Waldarbeit heinkommenden Vater warten, wird die Sommernacht zum menschlichen Herzen in denkbar enge Beziehung gesetzt und all ihre deutsche Heimeligkeit, all ihre geheimnisvolle Deutschheit ausgedrückt.

Sodann gibt es ein Gedicht von Theodor Storm, es heißt „Abseits“:

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühen; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
 Ein Schlag der Dorfkuhr, der entfernten;
 Dem Alten fällt die Wimper zu,
 Er träumt von seinen Honigernten.
 — Kein Klang der aufgeregten Zeit
 Drang noch in diese Einsamkeit.

Der Dichter beginnt mit der Stille der Landschaft, also mit etwas, das der Maler nur mittelbar andeuten, nicht sichtbarlich malen kann. Dann kommen zwei Worte über die Farben: rosenrot und blau, und nachher wird eine Anzahl von Zeilen auf die Bewegung in der Landschaft verwendet. Zuletzt aber zieht auch der Dichter diese Allgemeinheiten zum Begriffe des einsam in der Heide verlorenen Hauses zusammen, zu dem kaum noch der Schlag der fernen Dorfkuhr dringt und vor dessen Tür der Bauer mit seinem Jungen sitzt.

Man erkennt — trotz aller Verschiedenheit des landschaftlichen Gegenstandes und bei aller Selbständigkeit der schöpferischen Leistung Thomas und Storms — leicht die fabelhafte Ähnlichkeit der Arbeit im rein Künstlerischen und ihre durch die Verschiedenheit der Ausdrucksmittel gebotenen Abweichungen.

Für unsern Gedankengang ist von besonderer Bedeutung, daß beide, der Maler wie der Dichter, die Gesamtheit der Landschaft und deren besondere Art in einem Gleichnis verdichten: in der menschlichen Gruppe, deren Haltung und Umriß, deren Gebaren und Ausdruck das Gesicht, den Willen, die Seele der Landschaft geballt wiedergeben. Das aber ist eben das Wesen der Kunst — Darstellung des Ganzen durch Gestaltung eines Teiles, der die Stimmung des Ganzen ausströmt und sich, den engen Rahmen des Bildes sprengend, zu Weltweite auswächst.

Und damit sind wir bei dem dritten Landschaftsschilderer angelangt, beim Geographen. Dem steht das Mittel, eine Ganzheit durch einen Teil wiederzugeben, nicht zu Gebote — denn sonst würde er ja dichterische Arbeit leisten. Die Geographie will aber gerade die Gesamtheit der Erscheinungen eines Erdraumes beschreiben, sie strebt nach einer gewissen Vollständigkeit. Außerdem will sie die Beziehung der einzelnen Elemente untersuchen, will ihr Wesen aus ihrer Entstehungsgeschichte erklären, will ihre Verbreitung übersehen, kurz sie geht einer gewaltigen Fülle von Dingen nach, die sich nicht ohne weiteres zum Bilde der Landschaft fügen. Des Geographen Landschaft ist nicht einfach da, gar nicht der Natur mit einem Blicke abgesehen oder mit einer Einfühlung abgelauscht worden — sie wächst ihm vielmehr erst aus einer Unzahl von Begriffen und Bildern, von Untersuchungen und Erwägungen, von Denkschlüssen und Vermutungen zu. Sie ist sowohl Bild wie Gedanke und ist

etwas, das in Wahrheit so, wie er es schließlich gestaltet, gar nicht tatsächlich vorhanden ist. Der Geograph gelangt zu gedachten Landschaften, zu Gedankenbildern, die aus der breiten Grundfläche mühsamster und vielseitigster Fachuntersuchung zu scharfgerissenen, charaktergebenden Formen und Linien, Empfindungen und Aussagen emporwachsen. Gewiß, es gibt eine Geographie, die sich's mit der Untersuchung und Beschreibung der nackten Tatsächlichkeiten des Erdbodens, seiner Bewachsung und seiner Menschenwerke sowie deren Bezüglichmachung genug sein läßt. Aber diese meinen wir hier nicht, sondern eine Geographie, die weiter will und die Gesamtheit dieser Dinge nicht allein verstandesmäßig, sondern auch bildhaft und gefühlsmäßig zur Gestaltung bringen will. Sie hat für das allgemeine Verständnis gegenüber der Malerei und der Dichtung den Nachteil, daß sie ohne bestimmte Sachkenntnisse nicht kann aufgenommen werden. Sie macht zwar gewissermaßen größere Umwege, aber sie erreicht das Ziel jener beiden Künste schließlich ebenfalls und gibt dazu eine große Menge von Sachwissen mit in den Kauf. Diese neue Art der Geographie greift also weiter aus als die Kunst, denn sie arbeitet mit den Mitteln beider, der Wissenschaft wie der Kunst. Sie maßt sich damit nicht an, diese Künste aus ihrer hervorragenden Stellung zu verdrängen, aber sie erhebt den Anspruch, nicht geringer als sie geachtet zu werden.

Nachdem wir sohin Erkenntnisse gewonnen haben über den Begriff der Landschaft schlechthin sowie über die dreifache Möglichkeit der landschaftlichen Erfassung, wollen wir uns dem Antlitze der Erde und den verschiedenen Erscheinungsformen seines Ausdrucks im besondern zuwenden.

Die Verschiedenheit der einzelnen Erdbreiten in der Sonnennähe und die Schiefe der Erdachse zur Sonnenumlaufsbahn verursachen unterschiedliche Erwärmung der Erdoberfläche und zerlegen diese in eine Anzahl von Klimagürteln. Die launenhafte Einmischung der Verteilung von Land und Wasser sowie des Gegensatzes von Gebirgen und Tiefländern und damit des Unterschiedes von feuchten Luv- und trockenen Leeseiten gestaltet die einfache Anordnung des bloßen Sonnenklimas überaus verwickelt und erzeugt, auf das Leben hin angesehen, eine Fülle von Abstufungen in Bewachsung und Tierdasein, in Rassen und Völkern. Gewiß ist die Großzeichnung der Sonnklimagürtel überall noch deutlich bemerkbar, indem von den Polen zum Gleicher hin Eisgebiete, Tundren, Nadelwälder, Laubwälder, Buschwälder, Steppen, Wüsten, Savannen und tropische Regenwälder einander folgen. Im einzelnen jedoch sind durch die Lage in Luv oder Lee der warmen oder kalten Mee-

resströmungen und der von ihnen ausgehenden feuchten oder trockenen Winde die einschneidendsten Verschleppungen der eigentlich westöstlich ziehenden Grenzlinien nach Norden oder Süden entstanden. So können wir zwar von gewissen Landschaftsgürteln und Landschaftsarten reden, die sich auf Nord- und Südhalbkugel sogar wiederholen oder doch einander entsprechen, aber der Fülle ihrer Möglichkeiten und Abwandlungen werden wir damit noch nicht gerecht, denn an jeder Erdenstelle wird das gleiche Motiv doch anders durchgeführt, da Abweichungen im Gestein und in der Landform, Zufälligkeiten in der Zuwanderung von Pflanzen und Tieren und vor allem das jedesmal andersartige Verhalten der menschlichen Bewohner mit ihren Bauten und Anlagen das Bild in besonderem Sinne gestalten und damit aus der klimatischen Gattung den Einzelfall, die nur hier auftretende Einmaligkeit herausholen.

Man kann das Antlitz der Erde sehr wohl nach solchen Gattungen abhandeln, ähnlich wie man sanguinische und choleriche Antlitze der Menschen ausgeschieden hat. Aber genau so wie die Charakterisierung eines menschlichen Antlitzes als eines sanguinischen über das besondere Aussehen dieses einen Antlitzes rein gar nichts aussagt, ebensowenig hat man Unteritalien, Kalifornien, Mittelchile, Kapland, Südwestaustralien und Viktoria gekennzeichnet, indem man sie als Gebiete von mittelmeerartigem Klima und Flora beschreibt. Denn trotz gleichen Klimas und gleichen Lebensverhaltens der Pflanzen sind diese in ihrer Gestalt doch jedesmal andere, und stets hat ein anderer Menschenschlag die Landschaft nach seiner Wesenskraft gestaltet, ja mit Wechsel der Bevölkerung kann die gleiche Landschaft im Laufe von Jahrzehnten ihr Aussehen völlig verändern, wie wir es in Kalifornien erlebt haben, dessen Längstal aus einem Steppen- zum Oasenlande ist umgerieselt worden.

Wenn wir die Erde als Kopf und ihre Oberfläche als Antlitz betrachten, dessen einzelne Züge wir bis ins kleinste erkennen wollen, so kommen wir nicht zum Ziele, wenn wir nur die Gattungen derselben bestimmen. Wir dürfen nicht sagen, dieser Kopf hat Sorgenfalten und Wundnarben und große Ohren und blaue Augen und dgl., denn diese Dinge finden sich bei sehr vielen anderen Menschen ebenfalls. Wir dürfen nicht Wüste und Steppe und Wald und Eisland beschreiben, denn diese Wärme- und Bewachungsgattungen finden sich in vielen Gegenden der Erdoberfläche. Wir müssen vielmehr am Kopfe den besonderen Ausdruck jeder einzelnen Linie, das nur diesem einen Kopfe Eigene, das eine Linie von innen heraus Beseelende, das sie in den Zusammenhang des Antlitzes Einordnende und zu einmaligem Aussehen Bringende zu erfassen suchen. Wir müssen bei der Erde, die in jeder Gegend anders auftretende Abwandlung der Gattung aufspüren, wir müssen die einmalige

Verknüpfung zahlreicher Elemente an dieser Stelle beschreiben; diese Elemente kommen auch anderswo vor, aber in der Auswahl, die hier in diesem einen Lande gilt, treten sie nirgendwo wieder auf.

Um es mit einem Worte zu sagen: ebenso wie wir vom besondern Ausdruck eines Kopfes sprechen, so wollen wir vom besondern Stil einer Landschaft reden, und diese Landschaftsstile der Erde erscheinen uns als die Hauptlinien im Antlitze derselben.

Durchwandern wir die Erde, so treten uns so viele Stile der Landschaft entgegen, daß es aussichtslos ist, sie im Rahmen unserer knappen Ausführungen zu schildern. Da tritt der Stil der nordabendländischen Landschaft dem der südabendländischen gegenüber — da weicht der Stil der russosibirischen Landschaft von jenem der orientalischen ab — da stellt sich der Stil der indischen dem der ostasiatischen entgegen — da erscheint uns der Stil der Landschaft Negerafrikas anders als der Australiens oder der Südsee — da weist die Landschaft des Welschen Amerikas einen ganz andern Stil auf als die des Germanischen — und schließlich ist der Stil der Polarlandschaft anders als der der Meerlandschaft oder genauer gesagt der Meerschafft. Und innerhalb dieser Großlandschaften: welche Abwandlung des Stiles nach Ländern! Deutsche Landschaft ist, bei aller Ähnlichkeit in den großen Umrissen, im einzelnen doch nicht mit englischer zu verwechseln. Nordrussische Waldlandschaft und süd-russische Steppenlandschaft wandeln das russische Motiv der einsamen Breite doch sonderartig ab. Malaiische Landschaft steht der hindostanischen innerhalb gewisser Rahmgebung sehr selbständig gegenüber. Inkalandschaft ist nicht Amazonenlandschaft.

Man möchte fat verzagen vor der Unzahl von Landschaftsstilen und besonders vor den Schwierigkeiten, die einzelnen Landschaftsstile zu erkennen und ihre Gesamtheit vergleichend zu behandeln. Stehen wir doch hier vor einem völligen Neulande der Landschaftsbetrachtung, zu dessen Erforschung noch so gut wie gar nichts getan worden ist. Welche Fülle von Fachkenntnissen, welcher Reichtum an Reisen, an Studien, an Erfahrung muß auch zusammenkommen, um einen einzigen Landschaftsstil aus der Menge der Erscheinungen herauszuschälen und gegen die benachbarten abzugrenzen! Aber lassen wir diese schwierige Frage hier unbeantwortet und versuchen wir, um durch Beispiele zu erläutern, zwei Landschaftsstile zu umreißen und einander gegenüberzustellen. Ich wähle dazu einen, den jedermann bei uns kennt und beurteilen kann, den nordabendländischen, und einen andern, der sehr gegensätzlich dazu ist, den morgenländischen.

Die nordabendländische Landschaft liegt zwischen Alpen und Nordskandinavien, zwischen England und Karpathen. Sie be-

steht aus einem innern Kerngebiete, das von der Germanischen Mittlandsee und ihrer Flachlandumrahmung gebildet wird, sowie aus einem Randgebiete, das von Bergländern eingenommen wird. Damit besitzt der Erdteil, unbeschadet seiner Zu- und Ausgängigkeit nach allen Seiten, ein Element der Ruhe, der Festigkeit und der Sammlung. Die Flachländer im Umkreise der See sind Hauptsiedelräume, doch strecken sich in den Talbreiten der Bergländer Zungen und Arme des Tieflandvolkes in die Bergländer hinein und verklammern diese mit dem Geiste der Ebene. Flache Sandküsten und niedrige Felsbuchtgestade, offene, aber nicht nach russischer Art uferlos weite Tiefebene, die gar häufig durch Moränenhügelei aufgekräuselt und durch Stromniederungen in Diluvialplatten zerlegt werden, sind die eine Landform. Breitrückige, buckligflächige Bergplateaus, die durch Täler aufgeteilt und zugänglich gemacht, durch geräumige Becken- und Senkengau von anderen Bergländern gesondert werden, sind die andere Landform. Von überallher rinnen die Flüsse nach dem einen Zentralmeere, die Abdachung leitet die Wege dorthin, und auf seiner bleigrauen Fläche bewegt sich seit uralter Zeit der Verkehr der Kiele und hält die Verbindung der einander so verwandten Länder aufrecht. Man kann, läßt man den Menschen und sein Werk außer acht, oft nicht unterscheiden, ob man in ebenen Teilen Englands oder Mittelschwedens, Niedersachsens oder der bayrischen Hochebene ist, und das gleiche gilt für die bergigen Striche jener Einzelländer.

Dieses ist die eine Reihe der landschaftlichen Elemente, nämlich die der Landform. Betrachten wir dazu die zweite Reihe, die des Klimas und der ihm eng verhafteten Bewachsung. Das nördliche Abendland liegt auf kühler Breite und wird vom vorherrschenden Westwinde mit der feuchtmilden Salzluft des Golfstroms überweht. Infolgedessen kennzeichnen mittelhohe, über das ganze Jahr ziemlich gleichmäßig verteilte Niederschläge das Klima, und Wolkenreichtum bestimmt die Landschaft des Himmels. Blaue Himmelslöcher zwischen weißen Wolkenballen, graue Bezogenheit des ganzen Himmels, klarblaue Luft mit wärmendem Sonnenglanze, das sind die Gesichter, die uns der Himmel in regem Wechsel zeigt. Die Luft ist zumeist bewegt und sie belebt den Ausdruck der Landschaft, Wolkenschiffe wandern groß und wunderschön anzusehen dahin, spielende Wellung streicht über Kornfelder, und im Walde nicken und neigen die Bäume, daß es rauscht und ein Chor von Stimmen aufönt. Zumeist fällt der Niederschlag in Gestalt von Regen und Tau, deren perlende Tropfen ein seltsames Glitzern in die Landschaft hineinragen, im Winter aber senkt er sich auch in Form von Schnee hernieder und verwandelt dadurch das Aussehen einer jeden Landschaft so völlig, daß man sie oft kaum wieder erkennt. Ganz sichtbarlichen Ausdruck findet

das Klima in der Bewachsung des Raumes. Von besonders durchlässigen und mageren Böden, sowie von äußerst windigen Strichen abgesehen, reicht der Niederschlag aus, um Waldwuchs zur natürlichen Florenform zu erheben. Deshalb überzieht ein dichter blaugrüner Wald Berg und Ebene, wenn nicht der Mensch schon in vorgeschichtlicher Zeit Rodungen in ihn hineingeschoben, ja ihn weiterhin so stark niedergeschlagen hätte, um ihn durch Äcker und Gärten zu ersetzen. So ist vielfältiglicher Wechsel von Wald und Forst, von Heide und Moor, von Feld und Baumgarten bezeichnend für die nordabendländische Landschaft geworden.

Zu diesen beiden Reihen landschaftlicher Elemente gesellt sich aber noch eine dritte, die der Menschenwerke, und ihre Anwesenheit erst macht den besonderen nordabendländischen Stil vollständig. Die hier herrschende Rasse, die nordisch-fälische, hat sich die vom Eise befreite Natur erobern, hat sich ihre Heimatberechtigung erretzen müssen. Sie steht in engstem Verhältnisse zu ihr, aber diese Bindung ist nicht leicht errungen worden. Landschaft und Mensch haben sich einander angeglichen und sind zu wunderbarem Einhall verschmolzen. Die Felder haben sich dem Walde gegenüber ihr Recht erretzt, aber ihre Früchte wachsen unter Gunst des Bodens und des Klimas, so daß die Furchen und Breiten, die Gestalten und Farben nicht aus dem Rahmen herausfallen. (Ich brauche nicht zu bemerken, daß ich an die von Fremdeinflüssen, wie Kartoffel und Spargel noch unberührte Zeit denke.) Und die Bauernhäuser, die Einzelhöfe, die Weiler, die Dörfer, sie wachsen ebenso wie die alten von Industrievororten noch freien Städte aus Feld, Wiese und Wald empor, wirtschaftlich eng mit der Landschaft verbunden und baulich aus deren Rohstoffen entstanden, also materialgerecht erbaut. Die Giebeldächer des Raumes zeichnen nicht etwa die Linien der Landschaft nach, wie einer im Gebirge wohl denken könnte, sondern sie sind als sicherste Deckung gegen Regenfluten und Schneelasten sowie als Speicherraum des alten, ursprünglichen Einheitshauses errichtet. Sie stehen zu der vorwiegend niedrigen Landschaft eher in einem Gegensatze, fallen aber beileibe nicht aus ihr heraus, sondern bringen ein erfreuliches Element der Abwechslung in sie hinein. Ja die alte Stadt, diese mit Mauern abgeschlossene Häufung von Giebeldächern und Mondschein, von Türmen und Wimpergen, ist geradezu als Absage an die Landschaft anzusehen — und doch ist sie stilgerecht aus dieser entstanden und erscheint, aus dem sicheren hochgemuten Geiste der Kinder derselben Landschaft geboren, doch als letzter Auszug aller landschaftlichen Feinheiten.

Diesem geschlossenen nordabendländischen Stile tritt der ebenso

strenge morgenländische gegenüber. Der Erdteil Morgenland erstreckt sich vom Atlantischen Ozean durch Nordafrika und Vorderasien bis fast an den Indus und nach Turan. Betrachten wir ihn auf die Landform hin, so erkennen wir leicht, daß hier nicht das Meer, sondern die Wüste der Zentralraum ist, von welchem aus dem Leben Maß und Ziel gesetzt wird. Weite Flächen dehnen sich hier aus, so unabsehbar weit, daß der Mensch sich in ihnen verliert und Grenzen zu Räumen sich aufplustern. Gebirge, die anderswo als Wohnwüsten wirken, dienen hier eher als Wohnstätten, wenn auch nur mit vereinzelt Talgauen. Die See tritt ganz zurück, sie fehlt zwar nicht, allein sie liegt am Rande und hat nie sonderlichen Einfluß ausgeübt. Aber die Landform als solche spielt hier überhaupt keine Rolle, es ist das Klima, das viel herrischer auftritt und durch seinen spärlichen Niederschlag über Leben und Tod entscheidet.

Der Erdteil liegt im Regenschatten des nordatlantischen Luftwirbels und wird vorwiegend von nördlichen, also aus kühleren in wärmere Breiten wehenden Winden überzogen. Deshalb besitzt er ein regenarmes, größtenteils sogar regenloses Klima, das nur bei kurzer jahreszeitlicher oder bei außergewöhnlicher örtlicher Umkehrung der Regel Niederschlag bringt, d. h. also während des Winters an Nordküsten und an aufsteigenden Gebirgen. Über dem niedrigen Lande und in den Taltiefen der Berge steht zuallermeist ein feuerblauer Himmel, aus dem die Sonne herabsenkt, ungetrübt durch Wolken, in der Farbe, nicht aber in der Hitze gebrochen, höchstens von rotem Staube. Nur in kurzer Winterzeit fällt etwas Regen, allein der Himmel bezieht sich auch dann nur für Stunden und bleibt sonst blau und golden. Es besteht also ein starker Gegensatz zwischen Trockenzeit und Regenzeit, zwischen Sommer und Winter, und die Trockenzeit ist das bestimmende Element.

Hieraus entwickelt sich der grundsätzliche Unterschied gegenüber der nordabendländischen Landschaft. Während in dieser das Pflanzenleben wegen der gleichmäßigen Durchfeuchtung des Jahres überall gedeihen kann, bleibt es in der morgenländischen Landschaft von weiten Gebieten, den Wüsten, völlig ausgeschlossen, in anderen, den Steppen, spielt es nur eine sehr bescheidene Rolle, und nur in wenigen, noch dazu weit zerstreuten Strichen tritt es in Gestalt von Wald auf.

Die orientalische Landschaft stellt sich uns somit dar als vorwiegend niedrige Tafel Ebene, nicht häufig von Gebirgen unterbrochen, teils fels- oder sandkahl, teils mit dürftigem Steppenkraute flüchtig und nur für wenige Wochen der Regenzeit saftgrün überwachsen, glühendheiß und fast ohne Wasserläufe. Die Farbe des Gesteins tritt deshalb beherrschend hervor, und das Auge erblickt graue bis rotgelbe Töne unter grellblauer

Himmelslocke, wo es im Abendlande abgestuftes Grün und gedämpftes Blau gewahrt. Das Grelle und Plötzliche, das Gewaltsame und Barsche fallen überhaupt auf, der unvermittelte Gegensatz ist es, der hier gebietet. Und dazu gesellt sich eine Starre und Stummheit, eine Leblosigkeit und Leere, von der sich der Abendländer nur schwer eine Vorstellung machen kann.

Vor allem fehlt dem Erdteile der Zug der Sammlung, dafür aber zeigt er den der Zerstreuung. Das wird sofort klar, wenn wir das Leben betrachten. Der Mensch lebt hier nicht mit der Landschaft, sondern gegen sie und trotz ihr. Er kann es nicht so leicht wie im Abendlande machen: einen Platz wählen und da sein Vieh weiden oder sein Korn aussäen, und alles ist gut. Nein, er kann nur dort verweilen, wo er Wasser findet, und dieser Stellen gibt es ganz wenige: er muß also das Klima überlisten. Da macht es denn ein Teil der orientalischen Menschheit so, daß er mit seinen Herden in den Steppen umherwandert und die Sonne unterläuft, d. h. im Sommer nach Norden, im Winter nach Süden zieht und sich dadurch ein dürftiges Dasein sichert. Der andere Teil setzt sich in Winkeln fest, wo er durch Ersatz des fehlenden Regens mit Grundwasser Ackerbau treiben kann. Er lebt also nomadenhaft zerstreut oder in Oasenhaufen zusammengedrängt, in beiden Fällen aber erscheint die morgenländische Bevölkerung zerrissen und uneinheitlich, und sie vermag der Natur nur so lange an der Wimper zu hängen, als sie in schwerer Fronarbeit — sei diese nun unablässiges Wandern oder ununterbrochene Wasserbeschaffung — sich ihr zum Sklaven macht. Aus diesem Verhältnis zwischen Mensch und Erde heraus sind die Bauten des orientalischen Menschen zu verstehen: niedrige Flachdachhäuser und Kuppelaufsätze. Diese erklären sich materialgerecht aus dem Mangel an Holz, aus der Unnötigkeit klimafester Dächer und aus Warenarmut, die große Speicher nicht zu füllen vermag. Seelisch aber steht es so, daß sie den gedrückten Sinn der Leute ausdrücken. Sie betonen nicht etwa mit ihren niedrigen Linien die Flachheit der Landschaft, sondern sie suchen sich durch jene in ihr zu verbergen. Und die Siedlungen als solche, Dorf oder Stadt, schließen sich durch den Palmbestand ihrer Oasen oder durch ihre Ringmauern so völlig von der umgebenden Landschaft ab, daß nicht die geringste Berührung mit dieser besteht.

Ich muß mich mit diesen spärlichen Andeutungen begnügen, hoffe aber trotzdem, den Unterschied beider, des nordabendländischen wie des morgenländischen Landschaftsstiles einigermaßen klargelegt zu haben. Arbeitet man die verschiedenen Hauptlandschaftsstile rund um die Erde in dieser Weise durch, so erhält man schließlich ein eindringliches Bild vom Antlitze der gesamten Erde. Ohne dabei länger zu verweilen, wollen

wir aber zum zweiten Punkte unseres Vorhabens schreiten, zur Seele der Erde.

3. Die Seele der Erde.

Wenn alle Erscheinungen der Natur bei raumhafter Umgrenzung in dem Begriffe Landschaft sinnvolle Vereinigung und farbige Bildhaftmachung finden, dann laufen alle Bewegungen des Menschenlebens bei gleicher Umrahmung in dem Begriffe des Volkstums zusammen und werden Ausdruck einer bestimmten Landschaft. Die innerliche Abgestimmtheit beider aufeinander, des Volkstums auf die Landschaft, können wir Seele nennen. Wie Natur und Landschaft nicht das gleiche sind, so unterscheiden sich auch Bevölkerung und Volkstum. Natur und Bevölkerung sind ganz allgemeine Begriffe, jener ein physikalischer, dieser ein statistischer. Die Natur eines Landes umfaßt sämtliche Elemente, die in dem Lande vorhanden sind, mögen sie miteinander in Einhall stehen oder nicht; in der Landschaft ist eine Sonderung vollzogen, und die Ausnahmen sind von der Regel ausgeschieden worden, so daß nur die wirklich das Antlitz des Landes ausmachenden Elemente in ihr vertreten sind. Ähnlich umgreift die Bevölkerung eines Gebietes dessen sämtliche Bewohner, auf Zahl und Sondergruppen gebracht, das Volkstum dagegen erweist sich als jener Teil von ihr, der mit der Landschaft des Gebietes in engster stofflicher und seelischer Bindung steht und deren vollkommenster Ausdruck ist. Um es durch ein kleines Beispiel klar zu stellen: die in Deutschland wohnenden fremdsprachigen Ausländer gehören zu Deutschlands Bevölkerung, nicht aber zum deutschen Volkstum. Größtmögliche Enge der Bezüglichkeit zwischen beiden ist bezeichnend für die Bindung zwischen Landschaft und Volkstum.

Was ist also Volkstum? Vielleicht können wir sagen, daß es eine raumumgrenzte, also auf eine Landschaft bezogene, von ihr gebildete und seelisch durchgearbeitete Gruppe von Menschen ist, die sich folglich von allen anderen Gruppen unterscheidet. Sie ist in einem Raume entstanden, seit uralter von seiner Landschaft beeinflußt worden und trägt in Blut und Hirn, in Seele und Vorstellung, im Wollen und Können dessen die untilgbaren Spuren. Diese Beeinflussung muß wohl jedesmal sehr alt sein, sie vollzieht sich nicht von heut auf morgen, nicht einmal in etlichen Geschlechtern. Das Gesetz dieses Vorganges ist noch völlig unerforscht, und wir sind aufs Ziehen unsicherer Schlüsse und aufs Anstellen schwankender Vermutungen angewiesen, aber die Schwer-, ja die Unlösbarkeit dieses Problems gibt uns doch Mut, einige Gedanken hierüber zu äußern.

Es ist klar, daß die Einflußnahme der Landschaft auf die körperliche

Tätigkeit des Menschen ziemlich einfach ist und keiner weiteren Erörterung bedarf. Bewegung in frischer Luft und in regelmäßigem Arbeitsgange macht aus dem gesunden Städter bald einen kräftigen selbstbewußten Bauer, Einschaltung in schlechte Luft und mechanische Fron aus einem stattlichen Bauer in wenigen Jahren einen mißvergnügten Proletarier. Anders steht es mit der Wirkung der Landschaft auf das seelische Gefüge des Menschen, nicht soweit es den Willen, sondern das Müssen des letzteren angeht. Jener entbauerte Proletarier bleibt innerlich doch Bauer, er nimmt nur andere Formen an, denkt durch Übung und Erziehung vielleicht auch nichtbäuerlich, aber seine Einstellung zu allen Fragen bleibt im Unterbewußtsein doch die des Bauers. Auch seine Nachkommen bleiben für lange hinaus Bauern, wie denn unsere in den letzten drei Menschenaltern so stark gewachsenen Großstädte nur zum kleineren Teile von echten Städtern, nämlich den Nachkommen der mittelalterlichen Stadtbewohner, zum größeren aber von verkappten Bauern bewohnt werden; allein der Hang zum Schrebergarten zeigt dies hinreichend klar.

Die seelische Beeinflussung des Menschen durch die Landschaft scheint sehr langer Zeiträume zu bedürfen, um sich einzunisten und wirksam zu werden. Die Verankerung dieser Einflüsse muß schon in Urzeiten vor sich gegangen sein, als die Menschheit aus primitiven Zuständen sich erhob. In jenen Zeiten der Enttierung, die wohl mit der Scheidung in Rassen Hand in Hand ging, muß die Seele bildsames Wachs gewesen sein, in welches die Natur mit festem Griffel ihre Charakterzüge eingrub. Landschaft und Seele standen einander damals näher als heute, wo die seitdem entwickelte Vernunft zwischen sie getreten ist. Die Übersetzung landschaftlicher Einflüsse ging nicht in Form von Beobachtung und Vernunftschluß, sondern in Gestalt unbewußter Empfindung vor sich, wobei nicht so sehr eine landschaftliche Erscheinung an sich, als vielmehr die durch sie in der Phantasie erregte Vorstellung bildhaft in die Seele übernommen wurde. Um ein Beispiel zu nennen, wurde der Ausbruch eines feuerspeienden Berges etwa als wabernde Lohe und das Rütteln eines Drachens verewigt, oder der glutheiße Wüstenwind mit seinen wandernden Staubteufeln als das Toben grimmer Dschinnen aufgefaßt. So traten die äußere Erscheinungswelt und die innere Erlebniswelt eng aufeinander bezogen in der Seele der Primitiven einander gegenüber. Und die Summe des seelischen Niederschlages all dieses Erlebens seit Urtagen, im Unterbewußtsein der Völker aufgespeichert, ist das Verhältnis des heutigen Menschen zur Landschaft. Um es zu erkennen und zu erklären, darf man also nicht einfach von der Gleichung Mensch = Landschaft ausgehen, sondern man muß in die

geheimsten Falten der Seele sowie in vergangene Urlandschaften hinabsteigen und muß Mythen und Märchen berücksichtigen, welche der einzige bewußt-unbewußte Ausdruck jener längst vergangenen Urwelteinflüsse sind.

Die Seele trat der Landschaft als Spiegel gegenüber, und wenn auch die Quecksilberschicht des letzteren in der Folgezeit erblindete, schattenhaft blicken noch jetzt die Umrisse der Urlandschaft aus dem Spiegel hervor. Soll heißen, daß Raum- und Klimawechsel, Rassenmischung und Loslösung von der Natur durch Verstädterung die Nachwirkung der Urlandschaft verunklart haben. So gibt es Völker, die durchaus nicht oder nur teilweise die Landschaft ihres gegenwärtigen Wohnraumes zur Schau tragen, ja deren Handlungen mit seinen Bedingungen sogar in Widerspruch stehen. Beispielsweise hat das Sinnen und Trachten der V. St.-Amerikaner mit ihrer Landschaft nicht das geringste zu tun, vielmehr spiegelt es in seiner rücksichts- und atemlosen Dollarjagd sowie in der Seichtheit seiner Lebensauffassung gewisse abendländisch-orientalische Ausströmungen, die hier, angesichts großer wirtschaftlicher Bodenschätze und befreit vom Zügel einer althergebrachten Regierung, in wilde Entartung ausbrachen. Zerlegt man die einzelnen Müßens- und Willensrichtungen, so gelangt man an niedersächsische, schottische und skandinavische Hofbauern voller Arbeitsamkeit, Geiz und Selbständigkeit — an phantastische, das Grelle liebende irische Proletarier —, an englische Gentlemen, die Geschäft, Scheinheiligkeit und Rücksichtslosigkeit in gute Form zu bringen wissen — an ostjüdische Rechner, die zielbewußt und bedenkenlos ihren Weg nach oben gehen. Aber — — Amerikaner sind nicht darunter, die gibt es noch nicht, ein Volkstum dieses Namens ist zwar seit anderthalbhundert Jahren, mehr durch Zuwanderung als durch Geburtengang in Bildung begriffen, aber es wird frühestens nach Jahrhunderten ein Volkstum ergeben können, falls es nicht in deren mehrere zerfallen wird. Das wahre amerikanische Volkstum sind bis heute Indianer, die, wo sie noch einigermaßen unberührt leben, wohl als Spiegel der Landesnatur betrachtet werden können. Unbedingt sicher ist freilich auch dies nicht, denn sie bestehen aus Einwanderungen von Ostasien, Südasien und Südsee, ja selbst abendländische Elemente vorkolumbischer Herkunft dürften sich nachweisen lassen. Wenn man auf Majabildwerken von Chiapas und Jukatan, die dem 11. und 12. Jahrhundert zugeschrieben werden, Elefanten erblickt und damit den indischen Ursprung dieser Kultur erfährt, so wird man in der Erklärung der menschlichen Seele aus der umgebenden Landschaft sehr vorsichtig. Es bedarf allerbehutsamster Entwirrung dieser inneren Fäden zwischen

Mensch und Erde, aber das Problem wird dadurch nur umso bedeutender, seine Lösung umso fesselnder.

So tritt uns das Volkstum als der menschliche Ausdruck der Landschaft, wohlverstanden der mütterlichen Landschaft, entgegen, und man muß es erkennen, wenn man in die verwirrende Vielheit der menschlichen Angelegenheiten Ordnung und Klarheit bringen, wenn man die Bezüglichkeit zwischen Erde und Mensch darlegen will. Man darf sich bei der Untersuchung des Volkstums nicht auf den Menschen allein beschränken, sondern muß jegliche Erscheinung des letzteren auf die Landschaft beziehen und aus ihr zu verstehen suchen. Man darf den Menschen gar nicht losgelöst von der Landschaft sehen, es genügt auch nicht, wenn man seiner vor ihrem Hintergrunde gewahr wird, nein, man muß den Menschen — und ihn nicht als Einzelwesen, sondern als Volkheit — in der Landschaft sich bewegen sehen, muß ihn als Teil von ihr und zugleich als ihr Spiegelbild aufzufassen lernen. Der Mensch in der Landschaft und die Landschaft im Menschen: das ist das Problem.

Natürlich gibt es wie in der Landschaft so auch im Volkstum verschiedene seelische Stile, deren jeder einer bestimmten Landschaft entspricht und eine bestimmt umrahmte Gruppe Einzelmenschen umfaßt, die durch gewisse Gesetze ihres inneren Müssens vereinigt werden. In Urzeiten, als sehr kleine Gemeinschaften in geschlossener Landschaft ein einheitliches Leben führten, mag dieser Stil so streng durchgeführt gewesen sein, daß alle Angehörigen sich äußerlich ähnlich sahen und innerlich gleichartigen Trieben gehorchten. Später hat sich durch Vermehrung der Zahl, durch Zumischung und durch Erweiterung, also auch Abwandlung des Raumes das Äußerliche wie das Innerliche geändert und vermannigfaltigt, aber stets innerhalb gewisser Grenzen, die doch den Begriff des Volkstums aufrecht erhielten. Selbst wenn, wie ja an vielen Stellen der Erde feststellbar, mehrere Volkstümer in ein Land gezogen sind oder aus verschiedenen Rassetüchern hervorgegangen in ihm nebeneinander leben, selbst dann herrscht eines dieser Volkstümer vor und die anderen übernehmen seinen Stil oder doch einen Abklatsch desselben. Das maßgebende Volkstum ist entweder das der Landschaft ur-eingeborene oder das kulturschöpferisch besser veranlagte. Die anderen ahmen dessen seelischen Stil nach und erscheinen dem oberflächlichen Beobachter mit jenem als einheitliches Volkstum. In Deutschland z. B. beherrscht der Stil der nordisch-fälischen Rasse das Leben und Wollen der nichtnordischen Rassetümer, die ihre alte Kultur und ihre alte landschaftliche Einstellung längst aufgegeben haben. Deshalb trägt all ihr Vollbringen, soweit es nicht wieder ihrer ursprünglichen Art anheimfällt, den Stempel des Halben und Unentschiedenen.

Will man die seelischen Stile der einzelnen Volkstümer über die Erdoberfläche verfolgen, räumlich festlegen und begrifflich ausdeuten, so wird man zuerst die Beziehungen der Hauptlandschaftsformen und der Haupttrassen vergleichend untersuchen und davon zu verwickelteren, geprägteren Landschaften und zu geschlossenen Volks- oder gar Stammestüchern weitergehen. Als wichtigste Seelenstile würde man etwa den germanischen und den welschen, den braunmischrassigen und den gelbhäutigen, den schwarzhäutigen und den neandertaliden feststellen, von denen jeder einer Grundlandschaft entspricht. Wenn es nun auch überaus wichtig ist, diese Stile der Rassenseele festzustellen, so dürfen wir doch nicht dabei stehen bleiben, denn das würde im Landschaftlichen den Stilen der Großformen, wie Wüste und Steppe, entsprechen und nicht zu den räumlich-verbundenheiten vordringen, die ja viel verwickelter zusammengesetzt sind. Wenden wir uns also der Ergründung der seelischen Stile der Volkstümer zu und versuchen wir, die der nordabendländischen und der orientalischen Landschaft entsprechenden Seelenstile zu erkennen. Mit diesen Beispielen können wir unsere Betrachtung über Antlitz und Seele abrunden.

Die nordabendländische Seele geht aus der Landschaft eines seezentrierten Tief- und Hügellandes hervor, das unter bedecktem Himmel und in bewegter Luft Wiesen und Äcker mit Wald umschlingt. Hier sitzt seit einer ganzen Reihe von Jahrtausenden die Cromagnonrasse, aus der sich die nordische und fälische Rasse mögen abgespalten haben. Beide sind Sonderausdruck zweier landschaftlichen Möglichkeiten geworden. Die fälische ist Ausdruck des festsitzenden, scholleverhafteten Wiesen- und Ackerlandes der Binnenräume, so recht selbstbewußtes, starrsinniges Hofbauerntum. Die nordische Rasse ist Ausdruck der Weitzügigkeit des Raumes, dessen Mittlandsee und dessen Ströme zu Wanderung und Eroberung verlockten, dessen dichte Wälder zur Rodung aufforderten, dessen Winterstrenge zur Auswanderung veranlaßte. Mit diesen knappen Worten soll nur eine grundsätzliche, äußerste Gegensätze erfassende Kennzeichnung, nicht eine unbedingte Scheidung beider voneinander gegeben werden. Ja, in der Vereinigung beider Rassen zum Germanentum ist sogar seit etwa viertausend Jahren ein Ausgleich geschaffen worden, der, ungeachtet gewisser Zwiespälte im einzelnen Menschen, doch in der Gesamtheit als geballte Form erscheint. Diese germanische Rasse hat sich von dem Mittelstriche Südschweden—Niedersachsen über den ganzen Raum nördlich der Alpen ausgebreitet und diesem das Gesetz ihres seelischen Handelns auferlegt. Dieses besteht, zum Unterschiede von wohl allen anderen Rassetüchern der Erde, in Vorsorglichkeit, Entwicklungsmaß und Schöpferkraft. Die Vorsorglichkeit darf

man als unmittelbaren Ausfluß der Landschaft betrachten, in welcher Selbstbehauptung nur durch rege Arbeit und durch Vorsorge für die landwirtschaftlich tote Winterzeit möglich war. Diese letztere aber, auf solche Weise von Nahrungssorgen befreit, gewährte dann Muße zum Nachdenken über Leben und Schicksal, führte zum Ersinnen technischer Verbesserungen und regte den Geist zur Betätigung an. Dieses Grübeln, das in verschleierte, raumtiefe Landschaft hineinblickt, setzte sich allmählich in ein Niezufriedensein mit dem Vorhandenen um, gebarte sich als Entwicklungslust und fand Niederschlag in begabteren Naturen als schöpferische Leistung. Ich bin mir mit dieser Kennzeichnung durchaus bewußt, daß ich streng genommen nur erkläre und nicht beweise, aber diese germanische Schöpferkraft ist etwas ziemlich Einmaliges auf Erden und muß also landschaftlich gebunden sein, auch wenn wir den allerersten Weg von der Landschaft zur Seele noch nicht zu erkennen vermögen.

Nun erschöpft sich aber der nordabendländische Seelenstil mit dem germanischen noch nicht. Die germanische Rasse hat sich nämlich in ihrem Wohnraume mit mehreren völlig anders gearteten Rassen gemischt. Im Norden ist sie mit der mongolischen, im Osten mit der ostbaltischen, im Süden mit der ostischen und im Westen mit der mittelländischen zusammengetroffen und hat sich mit diesen zu verschiedenen Volkstümmern verbunden. Da tritt uns im Norden das skandinavische, im Osten das baltische und polnische, im Westen das englische und nordfranzösische und im Süden das deutsche Volkstum entgegen. Wenn auch die fremden Rassestümer sich dem überlegenen germanischen gebeugt und ihre alte Kultur längst aufgegeben haben, so rollt doch ihr Blut in den genannten Volkstümmern und hat in allerverschiedenster Weise und Menge sein Teil dazu gegeben, ja das germanische Müssen und Wollen hier und da gar gebrochen. So macht sich das Gelagerte, das Mürrische, das In-sich-beruhendbleibende, das Negativ-kritische der ostischen Rasse vielfach bemerkbar. Das Vergrübelte, Seelenzerpflückende, Zwiespältigzerrissene der ostbaltischen Rasse fehlt nicht. Von beiden Rassen geht ferner ein Zug des Sichbeugens, des tatlosen Wartens auf das Schicksal aus, ein Hang auch, der das Massenweise begünstigt und allem Einzeltum, allem Führerwesen abhold ist. Aus mittelländischem Blutsteile geht ein Hang zum Sich-darbiehen, zum Sich-zur-Schau-stellen aus, zur Überschätzung der äußeren Form, und etwas Schnell-Aufloderndes sucht die germanische Bedächtigkeit über den Haufen zu rennen.

Alle diese Fremdeinflüsse stehen mit der Landschaft in Widerspruch oder hätten doch aus den Gegebenheiten der nordabendländischen Land-

schaft nicht das zu machen verstanden, was der germanische Geist aus ihr gemacht hat. Je mehr diese früher einflußlosen Rassetümer durch Zahlenanwuchs an Bedeutung gewinnen, umso mehr lockert sich die Beziehung der nordabendländischen Seele zu ihrer mütterlichen Landschaft. Unsere Zeit steht vielleicht an der Schwelle dieses Wandels zu großen Ausmaßen. Aber derzeit ist das alte Verhältnis noch klar erkennbar und auch wirksam. Bisher ist der Mensch hier noch von ungebrochener Schaffenslust beseelt — ich meine dabei nicht die Arbeit als bloße Fleißleistung (die haben andere Rassen auch), sondern er schafft, er strebt seine Arbeit zu vervollkommen, er beweist sich immer erneut in ihr. Während die anderen sich mit ihrer Arbeit der Landschaft anpassen, nur um sich in ihr zu behaupten, will der nordabendländische Mensch die Landschaft überwinden, er will sie sich einverleiben, er will ihr sein seelisches Gesetz auferlegen. Zu diesem Zwecke hat er alle Möglichkeiten der Natur wirtschaftlich entwickelt wie keine andere Bevölkerung der Erde und faßt die Landschaft in Gestalt künstlerischer und wissenschaftlicher Schöpfungen in gewaltigen Gleichnissen zusammen. Gerade diese Vergeistigung der Landschaft in Versen und Tönen, in Bildern und Denkmäler erscheint uns als Ausdruck allerengster Bindung zwischen Landschaft und Seele, die sich gegenseitig beeinflussen, ohne daß die eine die andere unterjocht hat.

Wie ganz anders tritt uns doch die morgenländische Seele entgegen! Sie ist vielleicht nicht so sehr als Ausfluß der morgenländischen Landschaft denn als Anpassung an sie zu verstehen. Denn in dieser kargen Natur, die nur allerdürftigste Lebensmöglichkeiten bietet, ist wohl überhaupt keine Rasse entstanden, sondern Splitter von solchen sind aus feuchteren Erdteilen in sie eingewandert und haben ihr mühsam einige Winkel abgestohlen. Deshalb wird das orientalische Volkstum auch nicht von einer einzigen Rasse derart durchdrungen und bestimmt, wie die germanische dies im nördlichen Abendlande tut. Der Gleichheit einer sammelnden Landform und einer beherrschenden Rasse im Abendlande tritt die Bezüglichkeit einer zersplitternden Landform und mehrerer Rassen gegenüber. Ist dort das In-sich-hineinleben, das Besinnliche, das einfach Sein bezeichnend, so hier im Orient das Aus-sich-heraus-leben, das Sinnliche, das bunte Scheinen.

Als Rassen, die hier leben und vielfache Vermischung eingegangen sind, nennen wir die negerische, die mittelländische und die alarodische (vorderasiatische) als entscheidende, die nordische und die mongolische als etwas zurücktretende. Die mittelländische Rasse, die den Raum in den Berbern und Arabern überwandert hat, kennzeichnet sich durch aus-

geprägtes Darbietungsleben, das sich stündlich vor sich selber und besonders vor anderen in seiner Wichtigkeit erweisen will. Eine Beziehung dieses Seelenstils zum Landschaftsstile mag in den prunkhaften Formen und Farben mancher Gegenden, in dem Glanz des feuerblauen Himmels, in den farbenbunten Dämmerungserscheinungen und in den funkelnden Sternennächten auffindbar sein. Die alarodische Rasse, die in den Armeniern am klarsten ausgeprägt ist, aber den größten Teil Vorderasiens überwandert hat und auch sonst überall eingedrungen ist, die alarodische Rasse ist viel bohrender, sucherischer, sie kämpft um innerliche Erlösung vom Fluche, und jeder einzelne in ihr ist gezeichnet durch seine Skepsis in allen irdischen, namentlich in allen Daseinsfragen und durch seine Bedenkenlosigkeit im Handeln. Die Negerrasse, die vor Zeiten weite Teile des Morgenlandes bewohnt hat und trotz ihrer Südwärtsdrängung als dunkle Unterströmung auch heute noch alle Schichten der Bevölkerung durchsetzt, ist das Element des unbekümmerten In-den-Tag-Hineinlebens, der jäh entflammten und dann besinnungslosen Leidenschaftlichkeit, sowie der vollkommenen Entwicklungsunlust. Die nordische und die mongolische Rasse können wir bei dieser Seelenbestimmung außer acht lassen, da beide entweder nur in Regierungskreisen oder in abgeschlossenen Berggauen ein wohl staatlich entscheidendes Dasein leben, auf die Seelenveranlagung der Masse aber von verhältnismäßig unbedeutendem Einfluß geblieben sind.

Der morgenländische Seelenstil erweist sich also als Gemenge verschiedener anderswo oder aber hier unter besonderen Bedingungen entstandenen Seelenstile. Er ist der einer vielgemischten Bastardseele, als solcher aber doch von einer gewissen Einheitlichkeit des Umrisses. Die Landschaft schlägt in ihm durch vermöge ihrer Ärmlichkeit, ihrer Hitze, ihrer Oasenhaftigkeit: der Bauer steht in allerschwerster Fron der Berieselungsarbeit — er ebenso wie der Städter hockt in Klumpen zusammen, eine verzankte, sich gegenseitig überlistende Gemeinschaft, in der jeder einzelne die bescheidenen Erwerbsmöglichkeiten rücksichtslos und unbedenklich für sich zu erraffen sucht, ohne das einfachste Gefühl für das Wohl der Gesamtheit zu verspüren — die Hitze lähmt die Unternehmungslust und hält namentlich geistige Tätigkeit hintan. Die Rassenmischung aber hat dem orientalischen Seelenstile das gegeben, was ihm bei der Behauptung in dieser Landschaft nicht im Wege war. Das auf äußeren Schein gerichtete Leben der Mittellandrassen fügt sich dem Zusammenhocken in Oasengemeinschaften trefflich ein und erleichtert das Voreinander-Bestehenkönnen — das Pflanzenhafte des Negertums paßt sich dem Primitiven der Wirtschaft an

-- das Zwiespältige des Alarodiers beflügelt in seiner Diesseitigkeit den Erwerbstrieb und gibt in seiner Jenseitigkeit dem gesamten Treiben etwas Glaubenseiferndes, etwas Fanatisches, das immerhin als Erhebung in Geistigkeit mag aufgefaßt werden. Aber es findet sich nichts von dem drängenden Geiste des Abendlandes, und wenn einmal dergleichen durch Einwanderung hierher gelangt ist, dann wird es durch Klimaglut und Blutzersetzung gar bald erstickt und vernichtet. Verharren aber und Sichducken unter der Faust der Landschaft — bloßes Dahinleben und gelegentlich dumpfes Aufstöhnen nach Erlösung — das sind die Kennzeichen der morgenländischen Seele.

So haben wir denn Antlitz und Seele unserer Mutter Erde betrachtet und ihre Züge sowie ihren Geist zu erlauschen uns bemüht. Wenn einer einen Menschen kennen lernen will, dann beschaut er sein Gesicht und dessen wechselnden Ausdruck in Ruhe und Bewegung, er beobachtet seine Haltung und seinen Gang, er hört auf seine Äußerungen und erwägt seine Gedanken, und das alles legt er zusammen und sucht es auf knappe Formeln zu bringen.

Ähnlich muß einer verfahren, der Antlitz und Seele der Erde erkennen will. Er muß die Landformen und den Himmelsaufbau, er muß die Bewachsung und die Farben studieren, er muß die Rassen und Völkertümer in ihrer Wesensart erkennen und ihr kulturelles wie wirtschaftliches Denken ergründen — alles Unternehmungen, zu denen wir hier nur Anfänge und Andeutungen machen konnten. Es ist das ein weites Feld, und das Allerwenigste ist erst davon getan, aber wir dürfen nicht vor der überwältigenden Größe der Aufgabe zurückschrecken, denn es gibt für den Menschen nicht vieles, das wichtiger ist als die Erkenntnis von Antlitz und Seele seiner Erde.

Ein Tscherkessendorf auf dem Amselfeld.

(Mit einer Kartenskizze.)

Von Gustav Bullemer.

Die Tscherkessen, ein Glied der kaukasischen Völkerfamilie, bewohnten das Gebiet zwischen dem Flusse Kuban und dem Schwarzen Meer, aus dem sie heute zum größten Teil verschwunden sind. In Westeuropa waren sie bekannt einerseits wegen des Verkaufes ihrer Töchter an türkische Harems — schöne Tscherkessinnen spielten als Mütter von türkischen Großherren eine bedeutende Rolle — andererseits wegen ihrer unerhörten Tapferkeit und Zähigkeit im Kampfe gegen das von ganz Europa gefürchtete Rußland. Während die Tscherkessen nämlich in älterer Zeit Christen gewesen waren und sogar den Schutz